

„Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste“ (Martin Walser)

Predigt im Festgottesdienst am Augustana-Tag
am 2. Advent 2011 in St. Laurentius, Neuendettelsau

Rektor Prof. Dr. Markus Buntfuß

Liebe Hochschulgemeinde,

„*Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste.*“ Dieses Zitat stammt nicht aus den Memoiren eines evangelischen Theologen, der den Glaubensverlust der Zeit beklagt, sondern aus einer öffentlichen Rede, die der Schriftsteller Martin Walser vor einem Monat an der Universität Harvard zum 9. November gehalten hat. Die Rede trägt den Titel: *Über Rechtfertigung. Eine Versuchung.* Und sie ist bemerkenswert, weil Martin Walser in dieser Rede auf unkonventionelle Weise das ureigenste Thema des evangelischen Glaubens behandelt. Zumal er dabei ganz unakademisch zu Werke geht und sich ganz biographisch, ja existentiell mit der Frage nach der Rechtfertigung des eigenen Lebens befasst. Und so wurde die Rede auch landauf und landab als eine Summe des Lebens und des Werks des 84-jährigen Literaten gehört bzw. gelesen.

Und was noch erstaunlicher ist: Da sucht einer nach Rechtfertigung, der es, so würde man meinen, gar nicht nötig hätte. Einer, der als Schriftsteller weltweite Aufmerksamkeit genießt und mit seiner Literatur zahlreiche Erfolge gefeiert hat. Trotzdem erliegt Walser nicht der Versuchung, sich und seinem Werk zu vertrauen und sich als weltberühmten Autor zu rechtfertigen. Er verweist nicht auf seine Bücher und Preise, sondern stellt sich als Mensch ganz ungeschützt die Frage, ob und wie sich ein Leben rechtfertigen lässt, wenn es langsam an sein Ende gelangt und ein Resümee erwartet wird. Denn davon geht Walser aus: Gerechtfertigt zu sein, das *war* nicht nur einmal das Wichtigste, sondern das *ist* es nach wie vor für jeden Menschen, dem es ernst ist mit seinem Leben und der sich nicht mit falschen Beruhigungen begnügt. Zu solchen Ablenkungsmanövern zählt er den eigenen Erfolg in der Arbeit, die sog. Leistungen der menschlichen Kultur und vor allem jede Form von moralisierender Rechthaberei, mit der sich Menschen selbst ethisch zu rechtfertigen suchen, indem sie andere moralisch abwerten. Darunter hatte Walser in seinem Leben offenbar am meisten zu leiden. In seinem Lebensbereich nehmen die Situationen großen Raum ein, in denen er moralisch angegriffen wurde und sich rechtfertigen musste. Walser notiert: „*Dreimal hat mich der Zeitgeist scharf*

zurechtgewiesen“ und listet die Vorwürfe auf, die ihm gemacht worden sind, nämlich ein Kommunist, ein Nationalist und ein Antisemit zu sein.

Die sachlichen Gründe und zeitgeschichtlichen Hintergründe für diese Vorwürfe brauchen uns hier nicht zu interessieren. Aufschlussreich aber scheint mir, dass Walser die Möglichkeit zur Rechtfertigung weder in der Arbeit, noch in der Kultur, noch in der Moral erkennt, sondern, dass er seinen Weg bei einem – wie er ihn nennt - „Religiösen“ findet. Einem Menschen, dem es „gelingt, aus dem Wettbewerb des Rechthabermüssens auszusteigen, weil er die uralte Not, Rechtfertigung zu suchen, nicht betäuben konnte.“ Und dieser Mensch ist für Walser kein anderer als Karl Barth. Denn in Barths Buch über den Römerbrief findet Walser den Rufer in der Wüste, der mit vollmächtiger Sprache an die menschliche Not erinnert, sich rechtfertigen zu müssen, ohne es zu können. Walser zitiert sogar eine dieser typischen Passagen aus dem Römerbriefkommentar: *„Nein, der Boden des ‚Gesetzes der Werke‘ muss uns unter den Füßen zusammengebrochen sein. Kein ‚Werk‘, auch nicht das feinste und geistigste ... kann mehr in Betracht kommen. ...unsere Religion besteht in der Aufhebung unserer Religion, unser Gesetz ist die grundsätzliche Außerkraftsetzung alles menschlichen Erfahrens, Wissens, Habens und Tuns. Nichts Menschliches bleibt übrig, was mehr sein wollte als Hohlraum, Entbehren, Möglichkeit und Hinweis, als unscheinbarste unter den Erscheinungen dieser Welt, als Staub und Asche vor Gott, wie alles, was in der Welt ist.“*

In dieser radikalen Verwerfung aller Leistungen und Verdienste, aller Erfindungen und Erfahrungen seitens der Krisentheologie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erfährt der Leser Walser offensichtlich eine Befreiung, die den Autor Walser davor bewahrt, sich mit seinem reichen Werk oder seinem guten Ruf zu beruhigen. Das hat etwas Ehrliches und Berührendes. Und es verdeutlicht die tiefgehende Wirkung, die Karl Barths Text einmal entfaltet hat und bis heute entfalten kann.

Im Übrigen sei gesagt, dass Walser nicht viel von den zünftigen Theologen hält. Er ist der Meinung, „dass Gott in den Laboratorien der Theologie zerbröselt werde“ wie er einmal schrieb. Walser ist deshalb auch nicht der Meinung, dass die Antwort auf die Frage nach der Rechtfertigung des menschlichen Lebens von den Kathedern der akademischen Theologie zu erwarten ist. Umso mehr hält Walser von Karl Barth, den er aber auch nicht als Theologen liest, sondern als Religiösen. Und Religion liest Walser auch nicht als Religion, sondern als Literatur.

Hier liegt Martin Walsers Antwort auf die menschliche Not der Rechtfertigung und des Mangels, dieser Not abzuhelfen: In der Literatur. Zwar könne der Mensch nicht *durch* Literatur gerechtfertigt werden – sonst wären ja nur Schriftsteller gerechtfertigt – aber ein angemessener Umgang mit der Frage und der Not der Rechtfertigung bedürfe durchaus einer entsprechenden Sprache und bedürfe vor allem der Literatur. Walsers bekennt: *„Wenn es Karl Barth nicht gäbe, wäre dieses Bedürfnis in mir mutlos und stumm geblieben. So aber, weil er eine solche Sprache hat, muss ich zugeben, dass ich mich seinem unanschaulichen Gott und seiner hoffnungslosen Hoffnung lieber aussetze als anderen Sprachen.“*

Walsers Rede über Rechtfertigung ist deshalb genau so zu hören und zu lesen: Als ein sprachliches Ringen um die Frage und die Not der Rechtfertigung, sowie um den menschlichen Mangel, dieser Not zu entsprechen, ohne sich zu beruhigen zu können oder belügen zu müssen. Rechtfertigung also nicht *durch* Literatur, aber auch nicht *ohne* eine Sprache, die uns die Augen dafür öffnet, dass wir letztlich immer mit leeren Händen dastehen. Das ist vielleicht nicht das, was wir uns als Antwort erwartet haben, aber der Schriftsteller kann es sich leisten, hier stehen zu bleiben. Ja, von einem Schriftsteller wird sogar erwartet, dass er an dieser Stelle innehält und abbricht. Der Literat stößt hier an seine Grenzen.

Aber wie steht es mit der Religion, wie steht es mit einem Glauben, der Trost sucht und Gewissheit, einem Glauben, der danach fragt, worauf wir uns verlassen können im Leben und im Sterben und der davon ausgeht, dass wir allein durch Glauben gerechtfertigt werden? So ein Glaube kann hier nicht einfach stehenbleiben und schweigen, sonst ist er eben selbst nicht mehr als Literatur. Vom und im Glauben erwarten wir vielmehr, dass unsere Not und unser Mangel nicht nur in treffende Worte gefasst, sondern auf tröstende u. heilsame Art und Weise beantwortet wird.

Bis in die Neuzeit hinein suchten die Menschen deshalb vor allem Rechtfertigung von einem Gott, den sie sich als Richter vorstellten und dessen Gericht unmittelbar bevorstände. Auch Martin Luther war der damals weit verbreiteten Meinung, dass dieses Gericht Gottes bald stattfinden würde. Er war wie seine Zeitgenossen in größter Sorge, wie er in diesem Gericht bestehen und ob er bei Gott Gnade finden würde. Dieses Gottesbild eines strengen Richters, der im letzten Gericht über uns urteilt und die einen erlöst, während er die anderen verdammt, beunruhigt die Menschen heute kaum noch. Das bedeutet aber nicht, dass ihnen auch das Bedürfnis nach Rechtfertigung abhanden gekommen

wäre. Im Gegenteil. Denn wir haben den Gerichtshof eines Urteils über uns und unser Leben einfach aus dem Jenseits ins Diesseits verlagert und auf dem Richterstuhl sitzt heute nicht mehr Gott, sondern der Mensch.

Was die Menschen früherer Zeiten als Urteil über ihr Leben vor dem göttlichen Gerichtshof befürchteten, das erfahren wir heute tagtäglich durch uns selbst und die Gesellschaft, in der wir leben. Denn streng beurteilt werden wir heute alle von Kindesbeinen an und in allen möglichen Lebenslagen und rechtfertigen müssen wir uns deshalb genauso regelmäßig: Wenn wir unser Arbeitspensum nicht geschafft haben, wenn das Semesterziel nicht erreicht, oder eine Prüfung nicht bestanden wurde, wenn die letzte Evaluation schlecht ausgefallen ist, wenn die Hochschule im Ranking schlecht abschneidet, wenn ich mein Idealgewicht weder erreiche noch halte, oder dem gängigen Schönheitsideal nicht entspreche. Kurz: wenn ich die Erwartungen in allen Lebensbereichen entweder nicht erfüllen kann oder will.

Rechtfertigungsdruck verspüren wir heute nicht mehr in der Erwartung eines letzten Gerichts, sondern angesichts der nächsten Benotung, Beurteilung und Evaluation. Was heute zählt, sind keine frommen Werke, sondern die Ergebnisse von Rankings und Controllings, die uns ohne Unterlass beurteilen, bewerten und richten und vor denen wir uns andauernd rechtfertigen müssen. Und deshalb ist es nicht nur eine Frage der Sprache und der Literatur, sondern es ist eine Lebensfrage, wo und wie wir Rechtfertigung erlangen, wo und von wem wir gütig und barmherzig angesehen werden, wo wir so sein können wie wir sind, auch dann, wenn wir keine Leistung erbringen und kein Casting gewinnen.

Christlicher Glaube glaubt, dass wir uns diese Rechtfertigung niemals selbst beschaffen können, sondern nur dadurch erlangen, dass wir barmherzig angesehen und gerechtfertigt werden. Das kann durch andere Menschen geschehen und wir erleben das als hilfreich und trostreich, wenn wir die Erfahrung machen dürfen, von anderen angenommen und anerkannt zu sein. Aber diese Erfahrung hängt für den Glauben nicht daran, dass wir das durch andere Menschen auch tatsächlich erfahren, sondern gründet letztlich und vollgültig in Gott. Glaube heißt deshalb, dass wir nicht zwanghaft auf uns starren müssen, heißt aber auch, dass wir nicht verzweifelt um Anerkennung durch andere Menschen buhlen müssen, sondern, dass wir loslassen, ja dass wir uns im wörtlichen Sinne *ver-lassen* dürfen - auf Gott.

Ich möchte deshalb die Adventszeit begehen als eine Zeit der Freude darüber, dass ich anerkannt und angenommen bin – ohne mich rechtfertigen zu müssen, was ich nicht kann und ohne mir etwas vormachen zu müssen, was mir nichts hilft. Und ich möchte mich einüben in eine Kultur der Barmherzigkeit und eines Umgangs der Wertschätzung, damit auch andere diese Erfahrung im Umgang mit mir machen können. Denn wir hoffen ja nicht nur auf den, der uns allein Rechtfertigung, Heil und Trost bringen kann, sondern wir schöpfen daraus auch die Kraft für den Umgang miteinander.

In einem Aufsatz über den paulinischen Begriff des Glaubens, den ich letzte Woche aus Anlass seiner Antrittsvorlesung gelesen habe, bezeichnet Christian Strecker diesen christlichen Umgang miteinander als „Lebensform der Annahme“ und als „Ethik der Anerkennung“. Demnach gründe schon bei Paulus die christliche Lebensform der Annahme und der Anerkennung in unserer Annahme und Anerkennung durch Gott in Jesus Christus. Und genau in diesem Sinne singen wir jetzt diese Verse (EG 11):

...seid unverzagt, ihr habet, die Hilfe vor der Tür;

der eure Herzen labet und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen noch sorgen Tag und Nacht,

wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht.

Er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust,

all Angst und Not zu stillen, die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken vor eurer Sünden Schuld;

nein, Jesus will sie decken mit seiner Lieb und Huld.

Er kommt, er kommt den Sündern zu Trost und wahren Heil,

schaft, daß bei Gottes Kindern verbleib ihr Erb und Teil.

Ja, Amen, das verleihe Gott uns allen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft,
bewahre unsre Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.